

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

83 (10.4.1915) Unterhaltungs-Beilage



Unterhaltungs-Beilage



Karlsruhe, 10. April

des „Volksfreund“

Nummer 83 — 1915

Die Schlacht im Sinfster.

Einem Verwundeten nach erzählt.
Von Ulrich Kauscher.

Die ganze Nacht brannte das Dorf noch, durch dessen sprühende Gassen wir die ersten Höhen gestürmt hatten. Wir waren nach tagelanger Eisenbahnfahrt plötzlich auf offener Straße im Belgischen ausgeladen worden. Vor einer Woche war noch Friede und Sonnenfrische gewesen. Jetzt stolperten wir hochbeпадt über Schotter, Schwellen und Schienen, und dann begann der Sturm. Die Franzosen hatten das Dorf in Brand gesteckt und sich hinter dem flammenden Schutzwall auf die Höhe zurückgezogen. Am Abend waren sie vertrieben, und wir sahen in der Augustnacht am Waldrand und sahen die Funken wie ein Meer von Johannisfäern von unten zu uns heraufwirbeln. Wenn wir die Augen schlossen, waren sie immer noch voll von der Blut der roten Dorfassen, durch die wir aufwärts gerausht waren. Aber wir schliefen schnell und traumlos ein. Die Toten waren schon beerdigt.

Am andern Morgen ging's weiter in die Höhe, Vertiz zu. Die Wälder waren so feierlich wie an einem Wandertag. Der Brandgeruch war hinter uns geblieben, unser Marsch hörte die Gottesfrühe kaum. Am Rand der Hochebene, unter den letzten Bäumen, machten wir Halt. Vor uns lag ein flammendes Goldmeer, überhäumt vom Morgenlicht. Sinfster, dicht wie ein Wald und manns-hoch, daß wir auf Baumstümpfe steigen mußten, um über die leuchtenden Dolden hinwegsehen zu können. Eine dunkle Waldzunge schnitt wie eine Nadel in das goldgelbe Meer, das am Horizont in den Glanz des Morgenhimmels aufging. Vor uns zog eine weiße Straße zwischen Sinfster und Wald nach Frankreich zu. Unser einziger Kriegstag verfolgte uns wie ein unbegreiflicher Traum: in einem stillen Frühwind atmete die gelbe Unendlichkeit auf und ab, wir standen zwischen den geklärten Bäumen wie ein ver-zaubertes Heer vor einem Wunder.

Dann begann die Schlacht. Fern an der Waldzunge entstand Knall und Rauch. Mit einem Male war ein schrilles Säusen über die Hochebene gespannt, Trompete, Kommandorufe; zusammengerissen stürmte eine Abteilung vor, Menschen schrien, brachen zusammen, andere wuchsen aus dem Walde hervor und raften zwischen die Sinfsterbüsche; jeder wurde mitgerissen, man erkannte nicht Zweck, nicht Sinn, kein Feind war zu sehen; es war wie ein heiliger Wahnsinn, der vorwärts trieb, nur vorwärts, wäh-rend unsichtbare Maschinengewehre die gelben Befehle zer-lexten und lichteten.

Ich brach mit meiner Abteilung durch das zähe Stengel-gewirr wie durch einen Urwald; manchmal kamen wir über einen kahlen Fleck, der wie eine Insel im Meer lag, dann schlugen die harten, blühenden Ästen wieder gegen Augen und Nase. Der Feind, der Feind! Rot... blau... jappelnd, verschwindend, auftauchend... Die Franzosen! Eine Straße mitten durch die gelben Büsche, ein Graben, — da lag der erste tote Franzose, Schuß um Schuß, im Sprung Baden und Schießen, vorwärts, gegen das Blau und Rot, das uns entgegenprang, entgegenschrie, ent-gegenstob! Aneinander! Die Bajonette bligten, die Franzosen brachen zwischen den manns-hohen Büscheln her-vor wie aus tausend Kammern und sanken gleich an der Schwelle zusammen. Keine Möglichkeit, einen Ueberblick zu gewinnen. Nur den nächsten feindlichen Menschen töten, wegschaffen; immer wieder steht ein neuer da, sinkt, verschwindet im gelben Kraut, taucht wieder auf, legt an... Der gleiche? Ein neuer? Blau und rot! Blau und rot! Es gibt keine Gesichter, nur Farben, nur bunte, gestikulierende Schießscheiben, die weg müssen!

Eine weiße, grüne Lichtung, wie eine Zirkusmanege. Wir tugen einen Augenblick. Vier Säule, vor einer La-fette, hinter die sich ein Dutzend Franzosen stemmen. Die Tiere schäumen und schlagen unter der Peitsche des Fahrers, der sie in den Sinfsterwald zwingen will. Das vordere Handpferd steckt schon in dem kugelnden Dickicht und steigt mit gestrecktem Hals, um den Kopf über die Befehle hinauf zu bekommen.

Gurra! Eins, zwei, drei... wir fassen die Pferde ins Zaumzeug, der Fahrer liegt unter den Ädern, die an-deren ruhen im Gras ausgestreckt, als wollten sie endlich einmal ausschlafen. Wir sind ganz allein, wir sehen die Schlacht nicht, wir hören sie kaum mehr, so taub sind die Ohren; wir stehen eine Minute ganz still zwischen den Toten und den zitternden Säulen. Dann fällt auf der grünen Insel noch ein Schuß und trifft mich in den Unter-leib.

Den ganzen Tag geht die Schlacht. Meine Leute legen mich am Rande des Sinfstermeeres, das wir erobert haben, in einen Straßengraben. Der Kampf ist schon weit vorn. Ich kann mich vor Schmerzen nicht rühren. Neben mir, in dem dumpfen Graben, liegen zwei französische Offiziere, schwer verwundet wie ich. Keiner von uns Dreien kann sich bewegen. Wir müssen laut schreien, wenn wir fragen und antworten, die Schlacht brüllt über die verborte und verwüstete Hochebene wie ein verwundetes Tier. Jetzt, in der Verlassenheit, hört man sie wieder. Zweimal kommt unser Arzt vorbei, ein paar-mal die Sanitäter. Es gibt etwas zu trinken, auch eine Zigarre für jeden. Wir reden nicht mehr. Fieber liegt über dem Graben wie eine Schicht von Sumpfluft. Erinnerungen aus der Befessen-heit des Tages wachen auf und verzerrten sich zu Wahnsinn. Zwei Augen, die mich aus einem vergessenen Gesicht ange-fahrt hatten... Das Bild muß noch auf der Nezhaut unter den Verschönerungen des Fiebers gigantisch an er-hebt sich schwer und drohend wie ein Wüffel und wankt auf mich zu, schwankt am Grabenrand hin... Angst, Todes-angst fährt wie Frost über meinen Leib... das Unge-

heuer wächst plump in den Abendhimmel... meine Augen reifen sich in tödlichem Entsetzen auf...

Eine Kuh mit trüchtem Leib und schleppendem Guter! Da steht sie auf taumelnden Beinen, dicht neben meinem Kopf. Der Kanonendonner muß sie drunten in der Ebene verheuchelt haben, sie stöhnt vor Schmerzen und Müdigkeit, die Milch quält sie, ihr trüchtem Bauch zieht sie fast zu Boden; sie schwankt wie eine Betrunkene, in un-endlicher Traurigkeit. Der Offizier hinter mir jammert leis, ich will jähren, aber mein Schrei kann das unförml-liche Tier erschrecken... ein Fehltritt der brechenden Beine, und es liegt über uns...

Zwei Musketiere stapfen die Straße entlang. „Geda! Kamerad!... Kamerad!... Musketier!“

Brüllen der Schlacht fern im Abend. Wir in unserem Graben sehen nichts als den Himmel über den großen Nadeln und vor ihm und in ihm auftragend die stöhnende Kuh. Sie steht schon fünf, zehn, zwanzig Minuten auf dem gleichen Fleck, als reiche die Kraft zu keinem Schritt mehr.

Ein klirrender Sprung geht über den Graben.

„Herr Leutnant! Herr Leutnant!“
Der Leutnant kehrt um und erkennt mich: „Die Sani-täter kommen schon. Dauert keine Stunde mehr. Hier... Zigaretten...“

Er muß die Kuh verheuchelt oder erstickt. Ich murmle was von Soldatentod... aber nicht durch solch ein Vieh. Der Leutnant zieht seinen Säbel und jögert. Er sieht den schlanken Stahl an — ich sah seine Unent-schlossenheit, obwohl ich kein Aug' von der Kuh lassen kann, um die alle Welt verunten ist. Sie steht und stirbt.

„Geben Sie mir Ihr Seitengewehr.“ Der Leutnant geht langsam auf das blinde, taube, absterbende Tier zu. Er hält das Bajonett wie einen Dolch, von unten nach oben. „Vom Graben her! Sonst fällt sie noch auf unsere Seite!“

Der Leutnant ist verschwunden, er muß still stehen, ich höre ihn nicht mehr. Jetzt taucht er wieder auf, in ver-legener Hut: „Also... ich kanns nicht! Das Vieh ist trüchtem... Verdamm!“

Nur nicht hier liegen bleiben. So darf der Leutnant mich nicht liegen lassen. Da rollt die Straße heraus. Eine eroberte Brooke kommt um die Walbede. Der Leu-tnant ist auf einmal geschäftig. Er springt vor, redet mit den Reuten, gibt Befehle, kommt mit zwei Trainern zurück; sie heben mich auf — mein Leib zerreißt fast, aber nur fort, aus dieser Gefellenschaft sterbender Menschen und Tiere.

Die Säule ziehen an, ich liege quer über der Brooke. Der Leutnant winkt noch einmal, dann springt er quer-feldhin, dorthin, wo die Schlacht verrohelt. Der Sinfster steht im letzten Licht wie ein Präriebrand. Er flammt den Himmel hinauf, während unsere Straße schon schwarz ver-schüttet ist. Ich bring' den Blick nicht von dem Graben weg, an dem die Kuh mit stumm schwankendem Leib steht und wartet...

Plötzlich ist sie verschwunden.

Das Leben in Warschau.

„Es ist eine halbe Stunde nach Mitternacht. Den ganzen Abend haben wir nun bei dem prächtigen „Kawa“ ge-essen und den träumerischen Klängen der Zigeunermusik gelauscht, die einen erregt und einschläfert ähnlich wie Opium. Es ist wie der dritte Akt in einer modernen Operette: das glänzend erleuchtete Restaurant, die funkelnden Uniformen der Offiziere, die sich harmonisch mit den schönen Kleibern reizender Polinnen zu einer Farben-sinfonie vermischt; hier und da Gelächter und Singen — kurz, was man so eine „lustige Nacht“ nennt.“ So schildert der englische Berichterstatter Ferdinand Luchy seine War-schauer Abende, die er im elegantesten Hotel mit den russi-schen Offizieren verbracht. „Ich weiß, was der Mann im Zuschauerraum zu solch einer Szene sagt: „Das ist eben das Unnatürliche an solchen Bühnenbildern. Die Burtschen würden sich ganz anders benehmen, wenn sie wirklich am nächsten Morgen in die Schlacht müßten!“ Nun, wir treten hinaus aus dem Lichtfüller, von Lärm und Musik durch-dröhnter Lokal. Keine 40 km. entfernt, die breite Straße zu unserer Rechten immer entlang, da ist Rußland und Deutschland in einem der blutigsten Kämpfe begriffen, die die Welt kennt. Die Offiziere, die wir in dem Restaurant sahen, haben nur für ein oder zwei Stunden die Schützengräben verlassen. Wenn „ausgelöscht“ wird, dann sprin-gen sie in ihre Automobile und kehren zurück an die Ufer der Kamka und der Vzura.“ Kauschende Vergnügungen, ein lustiges und frivoles Leben herrscht in den besseren Restaurants und Hotels der polnischen Hauptstadt; der englische Beobachter findet hier dieselben Szenen, die im russisch-japanischen Krieg hinter der russischen Front vor sich gingen. Der Offizier des Baren will sich „ausleben“, bevor er dem Tode ins Angesicht schaut. Eine überschäu-mende Lebenslust schlägt hier ihre hohen Wellen ganz dicht neben dem Reich des Todes und der ewigen Nacht. War-schau ist nicht dunkel und düster wie London, sondern alle Vogenlampen funkeln im blendenden Licht, der Engländer kommt zu dem Schluß, „daß je näher die Leute an der Feuerlinie leben, desto leichsinniger sind sie, desto weniger bedrückt von den Schrecken des Krieges. Wir wissen sehr gut, daß täglich ein paar Tausend Verluste zu verzeichnen sind, denn wir sehen die Verwundeten auf den Straßen der Stadt und in den vorbeikommenden Eisenbahnzügen; wir wissen, daß das Geheiß eines nahen Todes über jedem lauert, nicht nur weil es viele Krankheiten in War-schau gibt, sondern weil täglich deutsche Tauben über uns schweben und tobbringende Bomben niedererschleudern. Aber obwohl sie das alle wissen, haben sie sich doch ihr Leben bewahrt, und es ist ein lustiges Warschau mit Puccini in

der Oper und einer tollen Bosse im Komoski-Theater, so wie es die Soldaten auf kurzem Urlaub lieben und brau-chen. Man hat sich in Warschau an alles gewöhnt, an die Schlachten, die ringsherum toben, an die täglichen Flieger-angriffe der Deutschen, und an die Stelle der wilden Angst ist die Gleichgültigkeit getreten, ein ausgelassener Galgen-humor und eine verzweifelte Lustigkeit, die zu Englands trübem Ernst und dem frostiglangweiligen Leben in Lon-don in einem starken Gegensatz steht.“

Vermischtes.

Die Ausdehnung des Weltmeeres. Die Oberfläche der Erde beträgt rund 510, genauer 509,66 Millionen Quadratkilometer. Davon bedeckt das Weltmeer als ein in allen Teilen zusammen-hängendes Ganzes nicht weniger als 361,1 Millionen Quadrat-kilometer oder 70,8 Prozent, und nur 20,2 Prozent sind freie Landflächen. Von der Wasseroberfläche entfallen 154,9 Millionen Quadratkilometer oder 43 Prozent auf die nördliche Halbkugel und 206,2 Millionen Quadratkilometer oder 57 Prozent auf die südliche Halbkugel. Das afrikanische und australische Festland enden unter 36 Grad südlicher Breite, noch weiter südlich be-herrscht das Meer mehr als 9 Zehntel der Fläche, zwischen dem 56. und 60. Grad südlicher Breite kann man um die ganze Erde segeln, ohne irgend etwas vom Land, ohne auch nur eine kleine Insel zu treffen. Noch weiter südlich macht sich die Nähe des antarktischen Kontinents wieder geltend, und südwärts vom 80. Breitengrad ist der antarktische Kontinent herrschend.

Die östliche Halbkugel oder die alte Welt ist zu 61,1 Prozent vom Meer bedeckt, die westliche Halbkugel oder neue Welt sogar zu 81,2 Prozent. Die Ausdehnung des Indischen Ozeans beträgt 73,4 des Atlantischen 81,7, des Pazifischen oder Stillen Ozeans 166,7 Millionen Quadratkilometer, fast ein Drittel der gesamten Erdoberfläche. Die Nordanhänge der Weltmeere, die als Neben-meere aus dem mannigfachen Ineinandergreifen von Land und See hervorgehen, sind durch wenig ausgebreitete und wenig tief in die Festlandsfläche eingreifende Senkungen der Erdkruste ent-standen und haben sich vielfach erst in den jüngsten Perioden der Erdgeschichte, erst nach der Eiszeit, gebildet. Zusammen-genommen bedecken sie noch nicht ganz 81 Millionen Quadrat-kilometer.

Danach scheint wirklich das Wasser die Herrschaft auf der Erde zu haben. Aber ganz anders stellt sich die Sache, wenn man die Menge des Wassers in Betracht zieht. Die mittlere Tiefe der großen Ozeane beträgt 3907 Meter, die der großen Mittelmeere 1814 Meter, die der kleinen Mittelmeere 176 Meter und die der Randmeere 171 Meter. Nehmen wir die mittlere Tiefe der großen Ozeane von fast 4000 Meter oder 4 Kilometer als überall vorhanden an, und nehmen wir der Einfachheit halber sogar noch an, daß die ganze Erde von Wasser in dieser Tiefe bedeckt sei, so ist dieses für den kleinen Menschen und seine Werke allerdings unermesslich tiefe Weltmeer auf der gesamten Erde doch nur eine ganz dünne Wasserschicht. Der Erdbur-deumesser beträgt nicht weniger als 12 768 Kilometer; hieron ist jene gewaltige Meerestiefe doch nur der 3188. also noch nicht der 3000. Teil. Von dem gesamten Rauminhalt der Erde würde eine solche vollständig mit Wasser angefüllte Schicht, hinter der die tatsächliche Wassermenge noch sehr erheblich zurückbleibt, noch nicht den 500. Teil ausmachen. Um die geringfügigkeit dieser die Erde bedeckenden Wasserschicht deutlich zu machen, wollen wir uns einen recht großen Erdglobus von 1 Meter Durchmesser denken. Die Wasserschicht würde ihn in einer Höhe von noch nicht ein Drittel Millimeter bedecken.

Vergleicht man die größten Tiefen der Ozeane mit den größten Erhebungen der Gebirge, so zeigen sie sich von ungleicher Größe, der Mont Everest oder Garurifanlar im Hima-layagebirge ragt 8840 Meter hoch empor, die größte Meerestiefe ist zu 9830 Meter gemessen worden. Während aber die Gebirgs-spitzen einsam in geringer Ausdehnung von wenigen Quadrat-kilometern in die Höhe ragen, erstrecken sich die Meerestiefen als weite Tiefen über gewaltige Flächen.

Seeftern, die auf die Jagd gehen. Welcher Besucher eines Aquariums hätte nicht schon jene seltsamen Geschöpfe der Tier-fauna bekannt, die Stachelhäuter, die unter dem Namen der Seefterne bekannt sind. Diese Meerestiere ernähren sich von Schwämmen und Muscheln, von Würmern, Krustentieren, kleinen Fischen und Seeigeln. Aber über das Wie ihrer Ernährung weiß der Laie recht wenig. Die Arten mit breiter Mundspalte, die sich im Mittelpunkt des eigenartigen Lebens auf der nach abwärts geleiteten Seite öffnen, führen ihre Beute direkt durch das große Maul in den Magen, verdauen dort die Weich-teile und geben die unvertaulichen Hartteile durch das Maul wieder von sich. Noch feiner ist die Nahrungsaufnahme aber bei den Arten, deren keine Mundöffnung die Aufnahme größ-erer Beute unmöglich macht. Diese stülpen ihren Magen um, so daß er nach außen tritt, umfassen damit die Beute und über-decken sie mit verdauendem Sekret. Dann schlürfen sie die flüssig gewordene Nahrung ein, wozu mehrere Stunden gehören. Allerdings sind nicht alle Seefsternere den Seefsternen gegenüber völlig hilflos. B. Bauer berichtet nach einem Referat in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschau“, daß Verzugschalen vor Seefsternen dadurch fliehen, daß sie ihren Fuß weit heraus-strecken, fingerförmig nach unten krümmen und sich mit einer kräftigen Bewegung vom Boden abheben, wodurch sie sich ziem-lich weit fortbewegen. Der Seefstern geht hinter diesen Tieren buchstäblich auf die Jagd; er verfolgt sie mit erdübenden Arm-spitzen und zwar in unregelmäßigen Zickzackbewegungen, denen eine gewisse Sicherheit innewohnt, indem der Seefstern seine Be-wegungsrichtung den Flußbewegungen der Muscheln anpaßt. Der Ausgang der Jagd hängt natürlich von verschiedenen Umständen ab. Eine andere Schnecke, der der Seefstern nachstellt (Nassa reticulata) versteht es, mit Hilfe ihres Fußes sich dem von Boden fortzuschleppen, daß sie mehrere Purzelbäume hinter-einander schießt und zwar so rasch, daß man die einzelnen Wäfen nicht recht verfolgen kann. Bauer stellte hierbei fest, daß die eigenartige und bei einer Schnecke gewiß überragende Flußbewegung nur dann zustande kommt, wenn die Schnecke direkt vom Seefstern berührt wird; jedenfalls ist es ein von der Haut des Seefsternes ausgehender Reiz, der die lebhaftige Purzel-baumbewegung auslöst.

Heiteres.

Schredlich! „Nanu, Herr Meier, Sie sehen ja so nieder-geschlagen aus. Was ist Ihnen denn passiert?“ — „Haben Sie noch nicht gehört? Meine Frau ist mir am Montag durch-gegangen!“ — „Na, da können Sie ja froh sein. Sie haben sich doch nie mit ihr vertan!“ — „Ja, aber sie hat meine — Proffarte mitgenommen!“